



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus altrömischer Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wohnheit, die vis inertiae, hinzutritt, um den Preis in steigender Tendenz zu beeinflussen.

Dieser Grund veranlaßte den Schreiber dieser Zeilen, schon vor mehreren Monaten für die Wahrscheinlichkeit einer Silberhauffe einzutreten.

Fällt nun das Gold im Preise, so wird es von selbst wieder in die Verkehrsadern fließen; bleibt es — was nicht zu erwarten steht — auf die Dauer theurer als die Werthrelation von 1: 15½ festsetzt, so kann in den Staaten mit Doppelwährung, kein Gesetz, keine internationale Convention bewirken, daß es sich in Münzen festhalten läßt, deren Werth zu den Silbermünzen in einem geringeren Verhältnisse steht, als dasjenige ist, welches zwischen den beiden Edelmetallen in Barren obwaltet.

Ein geistreicher Schriftsteller sagte unlängst, daß sich die großen wirtschaftlichen Weltgesetze zu den politischen verhalten, wie die Werke der Kultur zu den großen säkularen Vorgängen in dem Leben des Planeten, zu den Hebungen und Senkungen ganzer Länder und ganzer Erdtheile, welche rings auf allen Küsten des Weltmeeres zwar wenig für das Auge des Volkes, aber darum nicht weniger für das Auge der Wissenschaft sichtbar werden. Nun wohl, die lateinische Münzkonvention vom Jahre 1865 hat gezeigt, daß sich die Natur der Dinge nicht durch Gesetze bekämpfen läßt, und auch den Beschlüssen der jüngsten Münzkonferenz wird kein Antheil zuzusprechen sein, wenn sich die mächtigen Wellen, welche den Uebergang Deutschlands zur Goldwährung verursachte, gelegt haben und goldene Münzen auch in Frankreich, Belgien und der Schweiz wieder Zahlungsmittel geworden sein werden. —

Arthur von Studnik.

Aus altrömischer Zeit.

Wir zeigten unsern Lesern bereits vor Jahresfrist *) das Erscheinen eines Werkes an, welches die volle Beachtung und Förderung aller gebildeten Kreise verdient und zugleich seiner eleganten Ausstattung halber als eine wirkliche Perle jeder Büchersammlung sich darstellt. Es ist das die Prachtausgabe der Kulturbilder aus altrömischer Zeit von Theodor Simons, mit Illustrationen von Alexander Wagner, die bei Gebr. Paetel in Berlin in Lieferungen erscheint. Ueber den Werth und das Interesse derartiger Schilderungen aus den Zeiten der sinkenden Republik und des römi-

*) Vgl. Grenzboten, II. 1873. S. 33.

ſchen Kaiſerthums haben wir uns bereits bei der erſten Anzeige dieſes Werkes ausgeſprochen. Im Beſondern aber freuen wir uns, auch Angeſichts der uns jetzt vorliegenden zweiten Lieferung dasjenige wiederholen zu können, was wir bei Beſprechung der erſten Lieferung dem Verfaſſer und dem Künſtler in Betreff der Auffaſſung und Ausführung ihrer Aufgabe an Lob ſpenden konnten. Einige tadelnswerthe Details berühren wir weiter unten. Die zweite Lieferung des Werkes enthält, wie die erſte, nur zwei Kulturbilder: ein „Gaſtmahl bei Lucullus“ (74 vor Chriſtus) und ein „Hochzeitsfeſt im Römischen Karthago“ (224 nach Chriſtus). Der Sprung in der Zeit, der beide Schilderungen trennt, iſt alſo dieſmal ein gewaltiger. Im erſten Heſte lagen ſich die Stoffe „ein Gladiatorenkampf und eine Thierheze in der Arena zu Pompeji“ (79 nach Chriſtus) und „ein Wagenrennen im Circus Maximus zu Rom“ (10 nach Chriſtus) innerlich und zeitlich weit näher. Wir werden ſehen, wie der Verfaſſer dieſmal die mehr als dreihundertjährige Kluft, die zwiſchen dem Gaſtmahl bei Lucullus und der Karthagischen Hochzeit liegt, dem Leſer zur Geltung bringt.

Das „Gaſtmahl bei Lucullus“ iſt eigentlich ein kleiner Staatsroman. Das Gaſtmahl iſt hier ein Zweckfeſſen in des Wortes verwegener Bedeutung. Es wird dort nichts Geringeres fertig gebracht, als die Entſendung Lucull's als Oberfeldherrn in dem Kriegszuge gegen Mithridates. Daß dieſer wichtigſte und verantwortlichſte Staatspoſten der damaligen Zeit von dem Feldherrn, trotz des Widerſtrebens der einflußreichſten Männer Roms, in Folge eines Gaſtmahls usurpirt worden, mag vielleicht der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ganz entſprechen. Aber die Signatur der Zeit iſt in dieſem Motiv keineswegs übertrieben charakteriſirt. Wer daran zweifelt, daß damals im weitesten Maße alle Staatsinteressen Roms Privaturtheilen und geheimen Privatintriguen dienſtbar waren, der mag ſich der colloſalen Scandale erinnern, die ſich an den Namen eines Verres, Catilina, Clodius u. ſ. w. knüpfen. — Folgen wir alſo der farbenreichen, lebendigen und doch gut ſtudirten Schilderung des Verfaſſers. Zuerſt tritt auf die cumäiſche Sybille. Lucullus bricht ſich mit dem Schwerte Bahn durch Roſmarin und Tamarisken nach dem Eingang der Höhle, in der die fabelhafte Wahrsagerin ihr Weſen treibt. Denn der Aberglaube des verkommenen Geſchlechts hält gleichen Schritt mit ſeiner Glaubensloſigkeit. In der ſchwarzen Höhle drin neben der ruhenden Lampe ſiẗt Sybille, ſich der Haare Geflechte löſend, und zur Dienerin, die ihr den Spiegel vorhält, ſpricht leiſe das Weib: „Wohlau, Beleya, öffne nun des Adyos Krater, laſſe die Dämpfe den Raum ausfüllen und wirf mir den Schleier um, Lucullus könnte ſonſt leicht ſeines Weibes Züge und Geſtalt erkennen, denn nicht ahnen darf er, daß unter der Maſke der Sybille ſeine

Gattin heute zu ihm spricht. Des treuen Weibes Rath warf er leichtfertig von sich; nun wird er ihn als Befehl von der Sybille hören und befolgen müssen.“ Diesen Rath aber faßt die Priesterin, nachdem sie dem Eingetretenen enthüllt hat, wie Cicero und Pompejus, die Consula Glabrio und Cotta, die einflußreichsten Senatoren alle, seiner von den Centurien vollzogenen Wahl zum Oberfeldherrn gegen Mithridates heimlich sich widersetzen, in folgende Worte: „Noch sind nicht alle Mittel erschöpft, um dich zum Herrn über Rom's Geschicke zu machen, eins noch blieb unversucht: die dem Bacchus geweihten Feste nahen. Lade deine Neider, deine Nebenbuhler zu dir. Man sagt, Lucull wisse zu leben, wie kein Anderer. Fessle ihre Gedanken und Sinne mit deiner Küche Zauberkünsten, ertränke ihren Verstand in dem alten Geist deines Weines; das Hirn erlahmt, wenn der Magen arbeitet. Zahm und fire sollen sie werden wie gemästete Tauben. . . . Sieben Tage stehen dir zu Gebote, benutze sie: erschöpfe deine Vorrathskammern, Keller, Gärten, Fischbehälter, um deine Gäste mit immer neuen Genüssen zu kitzeln, nimm Spiel, Tanz und Liebe dir zu Bundesgenossen. — Wenn sie diesen Waffen unterliegen — und sie werden es bei allen Göttern —, so eile ohne Verzug zu Schiffe und deinem Heere nach, kämpfe, siege und ziehe als Triumphator in Rom's Mauern ein. Das Volk wird dir entgegenjubeln, deine Schmäher und Neider werden schweigen und dich bewundern! Geh', Lucull! Es sprechen heute durch meinen Mund zu dir die Götter. Mithridates wird die Beche zahlen.“

Natürlich folgt der üppige Politiker dem Drakel. Er ladet die hervorragendsten Männer Rom's, die in Bajä, dem römischen Baden-Baden, in Sommerfrische schwelgen, zu seinen Festen ein. Alle folgen eilig der Ladung an die feinste Tafel der Welt. Nur Cicero bewährt sich auch hier als der zugeknöpfte, Unrath witternde Diplomat. Er muß zur Wahl eines neuen Aedilen nach Pompeji reisen. — Der Verfasser läßt sich die selbstgeschaffene Gelegenheit, uns das römische Badeleben in Bajä zu schildern, natürlich nicht entgehen. Nachdem das Treiben in der Stadt und am Gestade, im Lichte eines sonnigen Frühmorgens, uns vorgeführt ist, heißt es da: Auch in den Wohnstätten der Vornehmen wird es nun lebendig. Hinaus zu den neuen Thermen wandelt Jung und Alt und schnell füllen sich deren Haine und Terrassen mit Kranken, mit Gesunden. In Sesseln von roth gekleideten Badedienern getragen, oder auf Krücken hinkend, schleichend und mühsam wandernd, wohl auch auf kleinen Karren geschoben, erscheinen die Lahmen, die Gichtbrüchigen, die vom Zipperlein Geplagten, kurz die von langjährigem Slechthum entnernte Menschheit, um in den warmen Schwefelstuthen für ihre Leiden Linderung zu finden. Hier ein dickwanstiger Senator, der alljährlich wiederkehrend sein träges Blut neu zu beleben trachtet, dort ein bleichsüchtiges Mädchen, welches den bitteren Schwefeltrank hoffnungsvoll der über der Quelle thronenden Najade wehlt,

bevor es ihn zur Spitze führt; und weiter der reiche Schiffsherr aus Neapel, ein Opfer der Wollust und wüsten Lebens; der wundenbedeckte Krieger, der ausfällige Bettler, die geldähmte Matrone aus Stabia. Münzen gleiten aus zitternden Händen hinab in den Strudel der Quelle, welche Wüßling und Bettler mit gleicher Hoffnung auf Heilung beseelt. — Nur ein kurzer Schritt trennt Glend und Wollust. — Die Terrasse oben mit ihrer bezaubernden Aussicht, die Gestatio, beschattet von Myrthen und Cypressen, des Kytus rosenbestreutes Plattenpflaster, öffnen sich der Freude, dem Wohlleben. Römerinnen, Gabitanerinnen, Griechinnen ergehen sich hier in der balsamisch milden Seeluft, von den Tageslöwen verfolgt. Ballspiel, Ringelspiel und Reigen vereint die Jugend beider Geschlechter, die von Blume zu Blume schwärmt und an den Kelchen nippt, die sich täglich in Campaniens schönstem Blumengarten in voller Pracht entfalten. Abgestreift sind die lästigen Fesseln des Zwanges, die Ketten der Sitte, abgelegt ist die frostige Steifheit der Hauptstadt. Mit gleicher Begierde schlürft hier den Honig vergifteter Blüten Patrizierin und Tänzerin, Ehefrau und Mänade. Die Frucht, welche in Rom kaum gereift hat, hier in Bajä plakt sie in heißem Saft, in der goldenen Schale Cupidos. In Bajä lebt der Mensch, in Rom verzehrt er sich in lähmender Agonie.

Für die Bevorzugtesten der römischen Lebemänner muß indessen Lucull's Tusculum bei Bauli doch noch größere Anziehungskraft üben als Bajä. Denn zwei der raffiniertesten Genußmenschen des damaligen Rom, den Consul Aurelius Cotta und seinen Busenfreund Acilius Glabrio, sehen wir nun von Bajä scheiden, um in der zierlichen Rheda (Reisekutsche) dem Landsitze Lucull's zuzustreben. Die edeln Männer haben die Nacht in dem Kloakenviertel Bajäs durchschwärmt, bei Lagiska, „die einst Lucull unter Gemüsemädchen entdeckte und zur Welt hinauszog“, und die einst besser wohnte als hier und auf Senatsbeschlüsse Einfluß übte, nun aber, nach Glabrio's Ansicht, „immer noch ein schönes Weib ist, trotz ihrer achtzehn Jahre“. Die edeln Römer fühlen sich unsterblich gelangweilt in der herrlichen Gegend und in dem Drängen und Treiben der breiten Straßen. Denn heiß und staubig ist die Luft. Sie lehnen das Haupt in die Kissen zurück und schlafen, um den Körper für neue kommende Arbeit vorzubereiten; noch halb träumend werden sie am Ziele ihrer Reise abgeliefert. — Wir übergehen die tagelangen Vorbereitungen in der Küche Lucull's, die Schilderung von der Herrichtung seiner Staatsgemächer für das große Fest und die Anordnung der Tafel. Unsere Leserinnen, die hierfür vielleicht besonderes Interesse haben, mögen es durch die Lectüre des Originals befriedigen. Wir unterlassen auch, einen längeren Blick in die Vivarien zu werfen, wo die Bärenmutter um den Verlust ihrer Jungen wüthet, die man der köstlichen Laken halber geschlachtet hat, wo gemästete Hasen und Kaninchen, Stiebschläfer und Mäuse in ewiger Unruhe

die Wände der Olibarien erklettern und die bunte Pracht der gefiederten Gefangenen die Aviarien füllt. Wir begeben uns lieber mitten unter die Gäste die heute im Apollosaal, morgen im goldenen, übermorgen im ägyptischen Saale speisen sollen. Wir wissen zufällig, daß eine Mahlzeit im Apollosaale unter 200,000 Sesterzen nicht herzustellen ist. Zudem ist die neunte Stunde (2 Uhr 30 Min. Nachmittags) bereits ausgerufen und die Mahlzeit beginnt, nachdem der Gastgeber wie ein Triumphator an der Spitze eines Heeres von Klienten, Hausdienern und Sklaven seinen frischgebadetenen und -geschmückten Gästen in das Atrium entgegengezogen ist und sie hier zärtlich umarmt hat. Man lagert sich zu Tische und neßt die Finger in Crocuswasser. Der Speisemeister verkündet mit ernst-komischem Pathos den Speisezettel, dessen Inhalt mit Kopfnicken und Beifallsgemurmel begutachtet wird. Dann beginnt das Gustatorium, das Vorspiel der Hauptmahlzeit.

Zehn Diener keuchen unter der Last eines Repositoriums mit pyramidalen Aufsätzen, mit hauchigen, flachen, runden oder ovalen Schüsseln ringsum bestellt. Die Aufmerksamkeit der Gäste erregt der goldgeschmückte Wahre Mittelpunkt. Silberpfaue und Goldfasane, man möchte sie für lebend halten, wiegen auf der Pyramide Höhe ihres Federschmuckes Pracht. Rhizinische Muränen, mit künstlicher Flosse aus Silberglas, lagern dampfend wie im Schilf, hier im weichen Bette cyprischen Kohls, mit Artischocken, Austern, Schnecken, reich an Färbung und Geschmack! Krebse säumen der Schüssel reich getriebenen Rand und Mollusken öffnen ihres Sarges Klappen, pulförend noch und frisch, als lägen sie in Lucrinos salziger Fluth. Gien-, Kamm- und Fasermuschel, des Meeres Dattel und die Venusklappe, Aesche, Springfisch, Frosch, Forelle, und Alles, was im Wasser lebt, vom Stör bis zum Gründling, hier liegt es vereint auf flachen Platten und reizt das Auge wie den Gaumen. Außerdem in Silbertruhen Würstchen, Hahnenkämme, farcirte Guter von der Sau, Gänselebern nebst Raveneser Spargel, Cericianer Zwiebel, Rauch, Boretsch, Sicilianer Kürbiß und Radieschen mit Raute und Byzantinischer Salzlacke (aus Thunfisch bereitet) gewürzt; dazu endlich Tausende von Austern. Flötenspiel begleitet das Voressen; und das Mulsum, aus Most und hymetischem Honig gebraut, kredenzt der Mundschenk, süßt es dem Ginen, säuert es dem Andern, je nach Verlangen, und frischt es in Schneegefäßen auf, um den Gästen Kühlung zu verschaffen.

Aber das waren nur Vorpostengefächte. Mit ungeheurem Jubel wird der Beginn des eigentlichen Mahles, den Hörnerklang verkündet, aufgenommen. Erster Gang: „Fasanen aus Colchis, garnirt mit Wachteln, Ionische Haselhühner, Perlhühner aus Carthago, Rhodischer Kapaun, Cappadocische Hennen, Schnepfen und Gänsebrüste aus Gallien.“ Und Alles wahrhaft künstlerisch geformt: Eine Fasanenhenne scheint mit ihren Küchlein vor einem unsicht-

baren Feinde zu fliehen. Es sträuben sich ihre Federn, es öffnen sich die Flügel, um die Jungen unter die schützende Decke zu nehmen. Aber rasch entkleidet der Zuschneider den Vogel seines geborgten Schmuckes; dem geöffneten Leibe entfallen Trüffel und junge Erbsen. Die Küchlein entpuppen sich unter dem Gelächter der Gäste als Feigendrosseln und Krametsvögel. Dann erscheinen brütende Hennen, schlafende Hähne, kämpfende Wachteln; ein ganzer Hühnerhof entschlüpft einem mit Krauskohl gefüllten Korbe, doch alles ist Täuschung und Kunst, alles bestens gebraten, geschmort, gespickt. Da giebt ein Musikchor auf der oberen Galerie in rauschenden Sonanzen das Zeichen, daß mit dem mittleren Gange auch die Freuden des Bacchus beginnen sollen. Wohlvergipfte Amphoren werden vom Kellermeister vorsichtig entkorft und deren alter Inhalt auf das behutsamste in das silberne mit Schnee gekühlte Colum entleert, dann ordnungsmäßig im Crater mit zwei Drittheilen Wasser gemischt. „Bene tibi, auf dein Wohl!“ lautet der gegenseitige Zuspruch der Schlemmer, welche die Weidenkränze mit Laubgewinden vertauscht haben. Die Stimmung wird immer gehobener. Mit Vergnügen schauen die Gäste dem Schwertkampf zweier Andabatae, Gladiatoren mit durchsichtslosem Wistr zu, denen bald Haut und Fleisch in Fetzen am Leibe hängt. Die Zecher spotten ihrer Schmerzensrufe und schlürfen Austern und Falerner, bis der zweite Gang seinen Einzug hält: Hühnerpasteten mit Wildtauben, Zungen von Reiher und Flamingos, Gehirn von Wachteln, Seekrebse, ein dreißigpfündiger Stöhr aus Rhodus, Spinnen, Schnecken, Schellfische aus Pessinus, Steinbutte, Aale, Flunder, Wildpret und Salat mit Früchten, Bocklein aus Aricia. Als große Fleischburg ragt das Geflügel aus dem Gemüsegewald. Schaalthiere und Squillen bilden des Thurmes Kitt. Als Pegasus mit geborgten Flügeln, ist der Hase gestaltet, Reh und Bocklein ziert des Bacchus Nebenkronen. Cyperwein und Campanerblut, Falerner, Leßbier, Faustinianer und Opinianum wird dazu getrunken! Da treten neun Gaditanerinnen (Tänzerinnen aus Cadix) auf; leicht geschürzt, mit fliegenden Haaren und unter dem Geklapper der Crusmatae wirbeln sie ihre wilden Tänze, bis sie zur Seite der vornehmen Gäste auf je einem der Lecti sich niederlassen — eine Lizenz, wie wir hinzusetzen, die sich wohl selbst Lucullus kaum erlaubt haben wird und die erst aus der spätern Kaiserzeit beglaubigt ist. — Nun folgt der dritte Gang: Wildschwein mit Erbsen, Spansäue, galischer Schinken, Kaninchen und Mäuse. Bis zuletzt ist die äußerste Kunst verschwendet, um die Speisen auch als Augenweide erscheinen zu lassen. Der Ober z. B. ist so naturwahr dargestellt, daß man meint, eben sei er von dem Speer, der ihm in der linken Seite steckt, tödtlich getroffen. Aus der Wunde fließt künstlich mit Wein und Honig nachgemachtes Blut. Die glühenden Glasaugen und mächtigen Hauer vollenden die Täuschung. Die Unterlage,

aus grünen Gemüsen hergerichtet, stellt des Waldes Flur dar u. s. w. Endlich beschließen Honig, Süßigkeiten, eingemachtes Obst in der mannigfachsten Form und Ausstattung das unglaublich üppige Mahl, das wohl auch einem römischen Magen zu überladen erschiene sein mag. Mit wohlriechenden Essenzen überschüttet, hören die Gäste nun in gedankenloser Stupidität dem satirischen Märchen von den Affen, Bären und Wölfen zu, welches der Bruder Lucull's, als weißhaariger Märchenerzähler verkleidet, den erlauchten Schlemmern zum Hohne, erzählt.

Uns dünkt, es wäre weises Maßhalten gewesen, wenn der Verfasser hier dieses Kulturbild geschlossen hätte mit dem kurzen Bericht, daß dem Gastgeber der Plan seines Weibes gelungen sei. Denn die Schilderung einer Fortsetzung der ohnehin schon unmenschlichen Schwelgerei, wenn sie auf Details eingeht, muß den modernen Menschen geradezu anwidern, und wenn der Dichter die Steigerung unseres Interesses auf andere Weise erstrebt, als durch Vorführung neuer Herrlichkeiten an Speise und Trank, so muß er Motive zu Hilfe nehmen, die uns in gleichem Maße anwidern, wie die viehische Völlerei. Das ist denn auch reichlich geschehen. Schon in den obigen Auszügen aus Simons' Schilderungen des eigentlichen Gastmahls haben wir absichtlich die Greuelszene übergangen, wie, zur Belustigung der Gäste, zehnjährige Mädchen zwischen Dolchspitzen gaukeln und das eine sich schwer verlegt. In dem „Bacchanal“ aber, das nun geschildert ist, drängt sich eine ganze Reihe der fürchterlichsten und abstoßendsten Szenen, von welchen mindestens nicht alle aus dem Grunde sich rechtfertigen lassen, daß sie zur Vervollständigung des einmal unternommenen Kulturbildes gehören. Wir treffen hier: raffinierte Thierquälerei in den Menagerieen des Lucull, unsinnige Verschwendung auf allen Gebieten, ebenso wahnsinnige Vergeudung der edelsten Naturgaben, zahme Leoparden, die, von herabträufendem Pech angesengt, fuchsteufelswild werden und drei Thyrususchwinger und das einstige Blumenmädchen Lagiska zerfleischen, dann die empörende Nachäfferei seines Leichenconducts durch die trunkene Schaar, endlich die Fortsetzung des Gelages bei enorm hohem Würfelspiel und bei dem Genuß eines Weines, der durch ein Uebermaß von Reizmitteln Gift genannt werden kann, bis zum Frühlicht. Alles das, breit und vollsaftig ausgeführt, wo doch wenige Striche genügten, die unheilverkündende Verderbtheit der Zeit zu stigmatisiren. Und Simons besitzt, wie er im ersten Hefte, am Schluß der „Thierheze zu Pompeji“ gezeigt hat, durchaus die Fähigkeit, in einigen Worten viel und Bedeutendes zu sagen. Daneben emancipirt sich auch der Zeichner (Alexander Wagner) bei diesem „Kulturbild“ in bedenklicher Weise vom Text. Auf der Hauptillustration, welche das Mahl im Apollonsaal darstellt, begegnen wir z. B. zwei Gruppen von Tafelnden übereinander, jede zu mindestens zwanzig Couverts gerechnet, während doch nur acht Gäste

geladen waren. Was aber das Schlimmste ist, im Vordergrunde, auf der untersten Stufe der Freitreppe, hat sich eine Zigeunerin mit ihren Krücken niedergelassen, so alt wie Hecuba, gleichwohl aber mit einem Säugling an der Brust, die Lucull, wenn sie wirklich bis dahin gedrungen wäre, jedenfalls auf die energischste Weise an die Luft gesetzt haben würde. — Mit diesen wohlgemeinten Ausstellungen, die vielleicht eine zweite Auflage beachtet, soll das günstige Urtheil, das wir am Eingang dieser Besprechung fällten, keineswegs aufgehoben werden. Nur der Realismus des Verfassers, der im Allgemeinen sehr dankenswerth ist und ihn namentlich befähigt, uns die Bilder aus vergangenen Jahrtausenden mit solcher Lebendigkeit und zugleich mit soviel historischer Treue vorzuführen, als ob sie vor unsern eigenen Augen vorbeizögen, scheint uns das Maß des ästhetisch Zulässigen und Nothwendigen überschritten zu haben.

Daselbe gilt von dem zweiten Kulturbilde des Festes, dem „Hochzeitsfest im römischen Karthago“ (224 nach Christus), welches das Motto trägt: „Christianos ad leones.“ Wiederum sind hier eine Anzahl charakteristischer Bilder der farbenprächtigen heidnischen Welt: ein elegantes Frauengemach, die Vorbereitungen zu einer vornehmen römischen Hochzeit und diese Feier selbst, ein karthagischer Sklavenmarkt, öffentliche Spiele zur Verherrlichung der Hochzeit des Proconsuls u. s. w., dem Leser in der eigenthümlich realistisch-lebendigen Weise des Verfassers vorgeführt. Auch hier wird sich der Leser von manchem Detail peinlich berührt fühlen, namentlich von der grauenhaften Anschaulichkeit der Schilderung, wie die Christen in der Arena von den verhungerten Bestien zu Ehren der zwölfjährigen jungen Frau des Proconsuls zerfleischt werden. Zudem findet in diesem „Kulturbild“ eine Häufung moderner französischer Romanmotive statt, die dem Ganzen einen etwas Chargirten Salonparfüm giebt und stellenweise sogar mit den charakteristischen Zügen des Zeitalters, welches der Verfasser schildern will, in Widerspruch tritt. Die Handlung des Stückes besteht nämlich in Folgendem: Der römische Proconsul von Karthago, ein junger Wüßling, hat bereits, ehe er hier auf der Bildfläche erscheint, die Enkelin eines numidischen Fürsten um ihre Liebe betrogen, worüber diese wahnsinnig geworden ist, und ihm überallhin folgt. In Karthago hat er sich in eine junge Christin verliebt, die in den Kerker schmachtet und allen seinen Lockungen und Convertirungsversuchen widersteht. Aus Aerger über das Mißlingen dieser Pläne freit er um die kaum erwachsene Tochter des Aedilen Marcus Plautus, Sempronia, die der unglückliche Vater dem Mächtigen sofort überläßt. Zu Ehren des jungen Paares wird die Christin, die der Proconsul liebt, sammt ihren Glaubensgenossen den wilden Thieren vorgeworfen. Sempronia ist durch den Anblick so erschüttert, daß sie die Stadt verläßt, um in der Einsamkeit sich zu sammeln. Da trifft sie in

den schwarzen Felsen die Christen beim Gottesdienst, wird selbst Christin und theilt dies ihrem Gemahl mit. Er aber wirft sein Schwert nach ihr, daß sie todt hinsinkt. Als er ihr Blut sieht, stürzt er nach dem Meer, wo die wahn sinnige numidische Prinzessin kauert, und Beide stürzen in die Brandung. Ende. — Das ist gewiß ein Bischen viel auf einmal und vielfach von moderner Auffassung getragen, nicht von antiker. Namentlich ist die würde- und willenlose Stellung der Haustochter Sempronia dem Rechte und Rechtsgebrauche der Zeit wenig entsprechend. Denn das ist keine Frage, daß die Willensfreiheit und Rechtsbefugniß der Hauskinder und Ehefrauen sich unter den Kaisern mehr unserm modernen Rechtsbewußtsein nähert, als in den Tagen der römischen Republik. Auch das Vorwiegen des Gemüthslebens, ja der Gewissensarbeit, wie es hier die Handlung beherrscht, ist ein der antiken, ja selbst der christlich-romanischen Welt so fremdartiger Zug, daß er in einem Kulturbild „aus altrömischer Zeit“ wohl sparsamer hätte angebracht werden sollen. Aber diese Mängel werden andererseits durch die echt künstlerische Composition reichlich aufgewogen, welche gerade dieses Kulturbild des Verfassers auszeichnet. Alle einzelnen Motive und Bilder, welche in der „Hochzeit zu Karthago“ an uns vorübergeführt werden stehen in greifbarer Beziehung zu der hohen Idee, welche der Dichter in diesem Stücke zur Geltung bringen will. Diese Idee ist das Christenthum. Der Dichter will zeigen, wie alle Schattenseiten der sinkenden Größe der römischen Macht: die Unnatur des raffinirtesten Luxus Weniger neben der schrecklichsten Armuth der Massen, die Lieblosigkeit des häuslichen und ehelichen Lebens, die absolute Glaubens- und Sittenlosigkeit Aller, die entwürdigende Sklaverei, die wüste Barbarei öffentlicher Menschenschlächtereien, überhaupt die Wiedergeburt der menschlichen Würde und des Gewissens nur möglich war durch die Religion der Liebe, durch die Lehre Christi. Daß diese Religion das stolze Weltreich in Trümmer stürzt, ahnen wir schon aus diesem Bilde, auf welchem die Bekenner des Gekreuzigten noch den wilden Thieren zur Speise dienen und die Ueberlebenden in den Klüften der schwarzen Felsen zu ihrem Gott beten. Denn das Herz der stolzen Heidin, die Cupido gestern noch dem mächtigen Proconsul ins Brautgemach führte, wird ergriffen von der Weihe und dem Ernst des neuen Glaubens und sie wird Christin in der Ueberzeugung: „der Gott, der solchen Glauben erzeugt, der muß doch wohl der größere sein“.